

AGNES GRAF

Komme, was wolle

EINE WAHRE GESCHICHTE
ÜBER LIEBE, VERLUST UND
DIE KRAFT DES REISENS



reinhardt

reinhardt



AGNES GRAF

Komme, was wolle

EINE WAHRE GESCHICHTE
ÜBER LIEBE, VERLUST UND
DIE KRAFT DES REISENS

Friedrich Reinhardt Verlag

Dies ist eine autobiografische Geschichte.

Alle Rechte vorbehalten
© 2024 Friedrich Reinhardt Verlag, Basel
Projektleitung: Claudia Leuppi
Korrektorat: Daniel Lüthi
Gestaltung und Satz: Franziska Scheibler
Fotos: Agnes Graf
ISBN 978-3-7245-2712-1

Der Friedrich Reinhardt Verlag wird vom Bundesamt für
Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2025
unterstützt.

www.reinhardt.ch

Für *Papa* (Grossvater)



**«Eine Welt in einem Sandkorn sehen
und einen Himmel in einer wilden Blume,
die Unendlichkeit in der Hand halten
und die Ewigkeit in einer Stunde.»**

William Blake

Prolog

Lange Zeit bevor ich meine Reise durch Südamerika gemacht habe, begann eine andere. Eine, die meine Geschichte überhaupt auslöste. Sie wurde jahrelang von meiner Familie totgeschwiegen, war aber der Kern von allem, was kam. Nicht alle werden glücklich darüber sein, dass ich diese Vorgeschichte niederschreibe. Einige werden vielleicht sogar regelrecht darüber erbost sein, dass ich offen über unsere Flucht erzähle und auch den Fluchtversuch davor. Aber diese Geschichte ist wahr und ist unserer Familie widerfahren. Und nur so lässt es sich verstehen, welches Trauma im Vorfeld geschehen ist, das meinen Grossvater zu seiner Tat drängte, welche mich wiederum in Dunkelheit stürzen liess. Nur schon das Wort «widerfahren» impliziert eine Opferstellung. Einerseits stimmt das, aber die Frage ist dann immer, was man daraus macht. Bleibt man ein Opfer, oder nimmt man sein Leben in die Hand? Meine Grossmutter «Mami» hat sich nach ihrem ersten Fluchtversuch für Zweiteres entschieden.

Um die Zusammenhänge besser verstehen zu können, muss man auch die Fäden hinter unserem Puppentheater kennen. Meine Familie war von Anfang an gespalten. Einige waren in der Kommunistischen Partei, andere lediglich Sozialisten, andere wiederum waren keines von beidem, und ganz andere wiederum hatten sogar alles, was sie einmal besaßen, an die Kommunisten verloren. Dies war eine ausserordentliche Ausgangslage. Aber sind es nicht gerade die Schwierigkeiten, an denen wir wachsen können? Sind es denn nicht diese Möglichkeiten, etwas Neues, etwas Spezielles, vielleicht sogar etwas Besseres daraus hervorzubringen? Meine Familie hat es teils geschafft. Teils leider auch nicht. Und das sind die Protagonisten:

Verwandte väterlicherseits



Sarlós István, von der Familie nur «Ipi» genannt, war mein Grossonkel und während der kommunistischen Zeit der Parlamentspräsident von Ungarn.

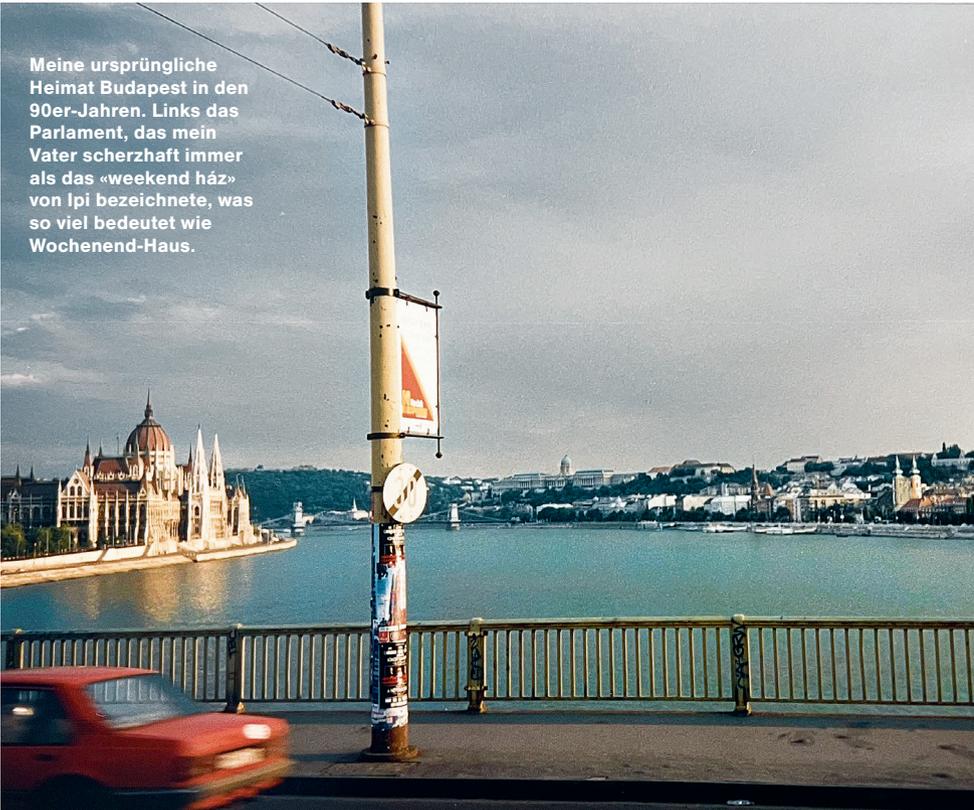


Ipi mit Jassir Arafat, dem ehemaligen Präsidenten von Palästina.

Ipi mit Michail Sergejewitsch Gorbatschow und seiner Ehefrau Raissa Maximowna Gorbatschowa.



Meine ursprüngliche Heimat Budapest in den 90er-Jahren. Links das Parlament, das mein Vater scherzhaft immer als das «weekend ház» von Ipi bezeichnete, was so viel bedeutet wie Wochenend-Haus.





Grossvater «Jappi» und Grossmutter «Nagi» waren Sozialisten. Jappi war zudem ein bekennender Atheist.



«Apu», mein Vater, und ich noch in Ungarn. Er war ein Lebemann, liebte die Gesellschaft von Frauen und pflegte «Ipi» bis zu seinem Tod.

Verwandte mütterlicherseits

«Mami», meine
Grossmutter, mit
meiner Tante
Mercédés und mir
an unserem
Ankunftstag am
13. Juli 1982 in
der Schweiz.



«Papa», mein
Grossvater, und
ich an meinem
Geburtstag in der
Schweiz. Er liebte
das Fliegen,
Trompete spielen
und seine Familie.



**«Anyu», meine Mutter,
mit mir noch in Ungarn.
Apu war ihre erste
grosse Liebe. Sie hat
mir immer gesagt,
dass ich aus Liebe
entstanden bin.**





«Gábor», mein Zieh- und Adoptivvater, in der Schweiz. Er flüchtete 1956 während der ungarischen Revolution. Ihm habe ich einen Grossteil meiner Erziehung und die Übersetzung dieses Buches ins Ungarische zu verdanken.

Gábor und Anyu.
Eine meiner schönsten
Zeiten als Familie
in der Schweiz.



Ich

**Ich, in der Fischerbastei
auf der Budaseite.**



TEIL 1

Ich

muSS

hier
raus

...Meine Richtung

Hitze

Zürich, August 2006

Die Hitze ist erdrückend und bevor meine Füsse wie zwei Hefeteigbällchen aufgehen, lasse ich sie vorsichtig in einen Behälter mit kaltem Wasser gleiten. Windstille. Weder die Vorhänge noch die Tür zu meinem Büro und auf gar keinen Fall die überquellenden Papiere auf meinem Schreibtisch bewegen sich. Der kleine Ventilator in meinem Computer kämpft derart angestrengt gegen die Hitze, dass er fast droht zu kapitulieren. Ich stiere in den Bildschirm und ein virtuelles Formular starrt zurück. Linien, Kästchen, Daten. Alles darauf wartend, von mir ergänzt zu werden. Viele Daten. Sehr viele Daten. Eigentlich hatte meine Karriere ganz verheissungsvoll begonnen. Abitur, Studium der Rechtswissenschaft und nebenbei eine Anstellung als rechtliche Assistentin in einer Anwaltskanzlei. Die Uni war imposant, meine Arbeit gut bezahlt, was hätte da noch schiefgehen können? Einiges, wie ich später überrascht feststellen durfte. Der absolute Super-GAU.

Das Telefon auf meinem Schreibtisch läutet. Wenigstens etwas, das sich in diesem Zimmer regt. Und wieder werden mir Informationen durchgegeben, die ich erfassen sollte. Wie wichtig sind eigentlich diese Daten? Ich starre die Excel-Tabelle auf dem Bildschirm weiter in der Hoffnung an, dass mich irgendjemand von dieser sinnlosen Arbeit befreit. Eigentlich müsste ich dankbar für diese Stelle sein, denn als alles zusammengebrochen ist, war sie es, die mich aufgefangen hat. Aber beim besten Willen kann ich keinen Ansporn mehr für meine jetzige Tätigkeit finden.

Mein Handy piepst und zeigt eine SMS von Simon:

«Wollen wir heute in der Seerose zu Abend essen?»

Die Seerose, die Bermuda-Bar, die Terrasse, all die hippen Restaurants in Zürich, wo man garantiert viele Menschen sehen

kann und gesehen wird. Das war bis jetzt unser Leben. Und das Leben von vielen anderen in Zürich. Man macht seine Schulabschlüsse, sucht sich einen guten Job, kämpft sich die Karriereleiter hoch, findet den richtigen Lebenspartner, heiratet, verschuldet sich beim Kauf eines Hauses, lädt Freunde ein – die vermutlich keine sind –, um das Erreichte zu präsentieren. Man wiegt sich in der falschen Annahme, dass man es geschafft hat. Und irgendwann, vermutlich leider zu spät, merkt man, dass man geschafft ist! Und als ob das Ganze nicht schon schlimm genug wäre, geschieht auch noch eine Tragödie.

Ich starre wie versteinert in den Bildschirm und sehe mein Leben an mir vorbeiziehen. Und das wars nun? Das war jetzt alles? Mehr gibt es nicht vom Leben, als diese Maschinerie? Mich schaudert es bei diesem Gedanken und ich blicke in der Hoffnung zum Fenster, dass sich endlich der Wind ankündigt und mir wenigstens eine kleine Abkühlung schenkt. Die Vorhänge baumeln wie erschlaffte Tentakel. Die Luft liegt wie eine schwere Woldecke auf mir und lässt mich nicht atmen. Ich lockere meine Bluse, kreppe die feinen Ärmel hoch. Das Wasser im Plastikbehälter unter meinem Schreibtisch hat inzwischen meine ermüdende Körpertemperatur angenommen. Meine Beine sind geschwollen und meine Gedanken fühlen sich wie Watte im Kopf an.

Ich muss hier raus. Ich kann das nicht mehr!

Blind taste ich mit den Füßen nach meinen Sandalen und schlüpfte ungeschickt hinein. Unsicher wähle ich die Nummer meines Chefs und bitte ihn, mich für den Nachmittag wegen Unwohlsein zu entschuldigen. Ich habe Glück. Im Sommer haben wir grundsätzlich weniger zu tun und er hat Verständnis. Schnell fahre ich den Computer runter und packe meine Sachen, bevor er es sich doch noch anders überlegt. Ich schliesse die Fensterläden und erzeuge dadurch einen kleinen Windstoss, der die Vorhänge erheben lässt. Eilend tapse ich die Treppe hinunter und husche unbemerkt am Empfang vorbei.

Endlich. Luft.

Ich beschliesse, bis nach Hause zu laufen. Ich brauche Zeit, um zu verstehen. Ich will das Geschehene begreifen, mich der Realität stellen. Hätte ich die Tragödie verhindern können? Trifft mich vielleicht eine grössere Schuld, als ich mir eingestehen möchte?

Bei diesem Gedanken verlässt mich mein ganzer Mut, weiterzugehen. Ich beobachte die vorbeieilenden Menschen an der Bahnhofstrasse, die sich ohne Rücksicht mit den Ellbogen und Einkaufsstützen ihren eigenen Weg durch die Menge brechen. Man sollte meinen, dass dies eine der vornehmsten Strassen Europas ist und die Menschen sich mit Respekt begegnen. Aber ich sehe nur gläserne, egoistische und zielsichere Blicke. Einer rempelt mich an und reisst meine Brosche runter. Ich gehe in die Knie, um sie im Wald von Beinen wieder zu finden, aber die Menge versperrt mir die Sicht.

Ich muss hier raus. Ich kriege keine Luft.
Ich muss diesen Strom von Leuten verlassen.
Ich muss weg!

Panisch zwänge ich mich quer durch die mir entgegenfliessende Menschenmenge und kämpfe mich zu einer Seitengasse durch. Immer wieder prallen Leute gegen mich, ein Aktenkoffer rempelt sich in meine Kniekehle und zwingt mich fast zu Boden. Eine Flut von Menschen mit Kopfhörern steuert mir entgegen, als würden sie Selbstgespräche führen. Ich versuche ein letztes Mal einen freundlichen Blick zu ergattern – ohne Erfolg. Ich gehe fast unter. Und dann erreiche ich doch noch die Hausecke zur Seitengasse. Ich drücke mich an die kühle Wand und schaue zum Himmel. Ruhig schweben kleine Wolken wie Wattebäuschchen am Blau des Himmels vorbei und die Zeit scheint sich zu verlangsamen. Ich werfe einen letzten Blick zur Bahnhofstrasse und ein Menschenrauschen lässt mich leicht zurückweichen. Ich schaue nochmals zum Himmel, atme tief durch, ordne meine Bluse und gehe die ruhige Seitengasse entlang. Und weiter. Und immer weiter. Jetzt gibt es nur noch *eine* Richtung. Nämlich diese. Und sie scheint endlich die Richtige zu sein. Denn sie ist *meine*.

Zitronen

Mein Grossvater *Papa* schien die Sonnenstrahlen gepachtet zu haben. Kein Krieg, keine Revolution und keine Kommunisten konnten ihn in meinen kindlichen Augen brechen. Er war ein Musiker und Pilot, wie es im Bilderbuch steht. Ständig summt er eine Melodie, wippte dazu mit den Hüften. Sogar der Kochlöffel wurde zur Trompete umfunktioniert, während er uns Gulyás kochte. Er lebte nach dem Motto: «Schenkt dir das Leben Zitronen, dann mach dir eine feine Limonade.» Diese Version wurde natürlich nur den Kindern gesagt. Bei den Ratschlägen für Erwachsene wurde die Limonade durch «Hol dir Salz und Tequila» ersetzt. Er war der ständige Sonnenschein. Der ewige Tänzer und Komiker. Was hat er mich durch die Lüfte gewirbelt und mit mir gelacht. Musste meine Mutter arbeiten, war er als Nanny, Koch- und Spielkumpane für mich immer da.

Aber eines Tages, als ich wohl keinen Spielkameraden mehr benötigte, alle bekocht und versorgt waren, dachte er, dass jetzt genug sei. Das Leben im Altersheim war nicht seine Welt. Er gehörte in ein Flugzeug, das er über die Wolken steigen lassen konnte, oder auf die Bühne, wo er die Trompete zum Zittern brachte. Aber nicht auf das Abstellgleis in einem ungarischen Altersheim. Er wollte nicht auf sein Ende warten und auf dem Weg dorthin auf die Hilfe von Fremden angewiesen sein. Das war nicht seine Bühne. Er hat erkannt, dass der Vorhang gefallen ist. Nachdem er alle nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, um niemandem zur Last zu fallen, verbeugte er sich zum letzten Mal vor dem tosenden Applaus des Lebens und ging mit stolzem, aufrechtem Gang ins Licht.

Wenn ich an ihn denke, kann ich den Applaus immer noch hören.

Salz und Tequila

Ich krame nach einer Archivbox auf dem Dachboden und stöbere in meinen alten Sachen. Es muss etwas geschehen. Etwas, das mein Leben wieder – oder endlich – in die richtige Bahn bringt. Und da dieses Warten bis jetzt erfolglos war und sich kein Wunder einstellen wollte, sehe ich mich gezwungen, selbst etwas zu unternehmen.

Und wie ich so zwischen alten Liebesbriefen und anderen jugendlichen Erinnerungen stöbere, fällt mir eine zusammengefaltete Weltkarte mit Post-it-Zetteln in die Hand. Vorsichtig falte ich sie auseinander und erinnere mich, dass ich sie mit sechzehn Jahren neben meinem Schreibtisch an die Wand genagelt und alle Länder, die ich bereisen wollte, mit Nadeln gekennzeichnet hatte. Es waren auch Destinationen wie Grönland darunter. In meiner Naivität hatte ich mir Grönland als ein mit grünen Wiesen bewachsenes Land vorgestellt. Wenn ich mir jetzt so diese Weltkarte anschau, waren alle Länder markiert. Schon damals konnte ich mich schwer entscheiden und nahm lieber «alles», anstatt etwas zu verpassen.

Aber am meisten erinnere ich mich an meine Faszination für Südamerika. Dabei stellte ich mir vor, wie Einheimische in traditioneller Kleidung Zeremonien abhalten und ich sie von der Ferne beobachten kann. Dieses Bild hat mich seit jeher nicht losgelassen.

«Südamerika, Südamerika. Was wäre, wenn ich nach Südamerika reisen würde?», schwatze ich vor mich hin.

Endlich meinen alten Wunsch einlösen. Einfach gehen. Und schauen, wie es so ist. Würde mein Freund mich vermissen? Würde er meine Abwesenheit überhaupt registrieren? Was wäre mit meinem Chef? Wäre es ein grosser Ausfall, falls ich seine Statistiken nicht weiterführen würde? Würde sich ein anderes Opfer innerhalb der Firma finden, der diese hirnerlahmende Arbeit übernehmen würde?

«Was wäre, wenn ich einfach ginge?»

Manchmal erkennt man erst am Ende des Wegs, warum man ihn gehen musste. Kann eine Reise ein gebrochenes Herz heilen? Kann sich eine Tragik zum Guten wenden? Mit ihrem letzten Tropfen Mut versucht Agnes genau das herauszufinden. Sie macht sich mit dem Rucksack auf, allein Südamerika zu erkunden. Zwischen Schuldgefühlen, Liebeschaos und auf der Suche nach sich selbst geht sie auf eine bildreiche Reise von Ecuador bis Patagonien. Aber das Leben wäre nicht das Leben, würde ihr nicht ein bisschen Glück in Gestalt eines Fremden im Flugzeug von Zürich nach Quito zufallen, der auf diesem gefährlichen Weg ihr Schutzengel wird. Mit über hundert Originalfotos erzählt Agnes Graf eine Mut machende, wahre Lebensgeschichte.

ISBN 978-3-7245-2712-1



9 783724 527121

www.reinhardt.ch